

MISSION – ZUM BEISPIEL SIMBABWE

Während Millionen Jugendliche mit Papst Franziskus in Rio de Janeiro ihren Glauben feiern, wählt Simbabwe einen neuen Präsidenten. Ob es gelingen kann, Mugabe und das herrschende Regime abzulösen, ist von Anfang an fraglich. Und es geschieht tatsächlich, was zu erwarten war: Mugabe bleibt Präsident von Simbabwe. Seit 1980 regiert er nun das Land. Damals hatte die ehemalige britische Kolonie Südrhodesien nach jahrelangem Kampf gegen das weiße rassistische Ian-Smith-Regime die Unabhängigkeit erlangt, und der Befreiungskämpfer Robert Mugabe wurde Simbawbes erster Präsident. Der mittlerweile 89-Jährige hat sich im Laufe der Jahrzehnte von einem demokratischen Vorzeigepolitiker zu einem kaltblütigen Diktator gewandelt. Einst war Simbabwe die Kornkammer Südafrikas, Schul- und Gesundheitssystem galten als vorbildlich. Mugabe und seine Partei haben jedoch mit ihrem politischen Kurs, der allein auf Machterhalt zielte, das Land ruiniert. Wirtschaft und Sozialwesen liegen am Boden. Die Arbeitslosenquote in Simbabwe liegt bei 95 Prozent. Dreiviertel der 12 Millionen Simbawber leben unterhalb der Armutsgrenze.

Im Frühling letzten Jahres haben wir für die Jesuitenmission ein Filmporträt der Diözese Chinhoyi gedreht und dabei einen Einblick erhalten sowohl in den Alltag der Bevölkerung als auch in die Missionsarbeit. Dass diese in einem Land, wo es den Menschen an so vielem fehlt, nicht einfach das Wort bringen kann, verstand sich wohl seit jeher von selbst. Aber auch das konkrete Tätigsein hat sich im Laufe der Zeit immer mehr im Sinne einer Hilfe zur Selbsthilfe gewandelt. Bildung heisst das Zauberwort. Schulen, an denen Kinder zu selbstverantwortlichen Menschen heranwachsen. Das gilt auch für den geistlichen Bereich. So befindet sich die Kirche in Simbabwe in einer wichtigen

Übergangsphase: Von einer Missionskirche zu einer einheimischen Kirche. Noch ist der aus Hamburg gebürtige Jesuit Dieter Scholz Bischof von Chinhoyi. Geht es nach seinem Wunsch und Willen, wird



er der letzte weiße Bischof seiner Diözese sein. Die meisten einheimischen Priester sind unter vierzig und wie unser Begleiter James Aleni höchst motiviert, ihre Kirche selber in die Hand zu nehmen. Aber sie haben auch Angst, denn ein einheimischer Bischof hat nicht die finanzielle Unterstützung, die die klassischen Missionare aus Europa mitbrachten. Auch so etwas wie Kirchensteuer gibt es nicht; alle Ausgaben müssen von den Gemeindemitgliedern selber getragen werden. Große Sprünge wird man da also nicht machen können.

Umso erfreulicher, geradezu herzwärmend ist die Erfahrung, die wir am Sonntag in St. Peter machen, wo wir unseren ersten Gottesdienst in Chinhoyi filmen. Die ganze Gemeinde ist ein riesiger Chor. Ob jung oder alt, mehrstimmig ist hier Standard, das Temperament der Feiernden mitreißend. Weit entfernt von steifer Frömmigkeit, atmet der Glaube dieser Menschen Lebensfreude, Offenheit, Emotion. Die Gemeinde hat auch ein anderes Zeitempfinden, der Gottesdienst dauert zwei Stunden, aber niemandem ist er zu lang.

Am nächsten Tag besuchen wir die St. Rupert Mayer Missionsstation in Makonde, wo noch nach klassischem Modell der Missionar Kindergarten, Schule und Krankenhaus leitet. Und da bekommen wir unversehens zu spüren, dass wir nicht in einem freien Land unterwegs sind: Per Anruf wird uns ohne Angabe von Gründen der Abbruch der Dreharbeiten befohlen. Unsere offizielle Drehgenehmigung des Provinzgouverneurs ist offenbar Makulatur. Gut, dass wir zwei Tage später in eine andere Provinz reisen – da gibt es dann keinen Ärger.

Der Blick in eine andere als die eigene Kirchenerfahrung tut gut, weil er vieles relativiert. Was bei uns heiß diskutiert wird, ist in Simbabwe allenfalls ein Randthema. Der vielleicht deutlichste Unterschied scheint das Selbstverständnis der Gemeindemitglieder zu sein. Zwar gibt es dort nur wenige Priester, aber die Kirchen sind voll und die Gläubigen aktiv, bringen sich in die Gemeindegemeinschaft ein, besuchen Kranke, gestalten Gottesdienste mit. Und wo das Wasser des Lebens ganz real oft kilometerweit herbeigetragen werden muss, ist schließlich auch der Jakobsbrunnen echte Glaubenserfahrung, nicht bloße Mär.

Schwerpunkt des diesjährigen Sonntags der Weltmission am 27. Oktober ist ebenfalls ein (nord)afrikanisches Land: Ägypten. Der afrikanische Kontinent ist in unserer Wahrnehmung wohl vor allem eine Krisenregion voller Kriege, Gewalt und bitterer Armut. Als Papst Pius XI. 1926 den Weltmissionssonntag einführte, lag der Schwerpunkt mehr auf materieller Unterstützung der päpstlichen Missionswerke. Heute wird uns in besonderer Weise bewusst, dass wir eine weltweite Solidargemeinschaft sind und voneinander lernen können – und dass wir den gegenseitigen Austausch nie und nimmer auf Waren reduzieren dürfen.

Christof Wolf SJ